

Elmar Langenbacher

# Mein Licht. Meine Stille. Der Kinzigtäler Jakobusweg

Quer durch den Schwarzwald –  
eine Reisereportage mit Tiefgang.

Alle Rechte vorbehalten

© Elmar Langenbacher, Offenburg

1. Auflage 2014

Verlag: Elmar Langenbacher Verlag, 77656 Offenburg

[www.Jakobusweg-Schwarzwald.de](http://www.Jakobusweg-Schwarzwald.de)

Gestaltung und Satz: tanzender stern Konzeptionsdesign® Offenburg,

[www.tanzender-stern.de](http://www.tanzender-stern.de)

Gesetzt in Minion (Fließtext) und Dax (Überschriften)

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Fotos: Elmar Langenbacher

Motiv Umschlagfoto: Berglekapelle Gengenbach

Der Abdruck von Auszügen aus dem Buch ist ausdrücklich  
unter Nennung der Quelle erwünscht

## Vorwort

Manchmal gibt es im Leben Dinge, die man einfach tun muss. So wie dieses Buch zu schreiben. Obwohl es gar nicht geplant war. Autor Elmar Langenbacher erhält als Inhaber einer Werbeagentur den Auftrag, ein Stück des Kinzigtäler Jakobusweges zu gehen und darüber eine Reportage zu schreiben. Aus dem Stück Jakobusweg wurde Gesamtheit, aus der Reportage wurde ein Buch. Dieses Buch. Eine Reisereportage mit Tiefgang.

Das Buch erzählt von den Schönheiten der Schwarzwälder Landschaft und der Natur, von Traditionen und Geschichte entlang des Weges. Und es erzählt Geschichten von, mit und über Menschen entlang des Weges.

Elmar Langenbacher hat dazu während seiner Reise sowie in seiner Nachrecherche zu dem Buch mit vielen interessanten Menschen entlang des Weges gesprochen: vom Bundesfinanzminister bis zum Handballbundestrainer. Vom Glasbläser bis zum Hundertjährigen. Vom Global-Player bis zum Künstler. Vom BUNTE-Verleger bis zum ehemaligen Fußball-WM-Spieler. So entstand eine Momentaufnahme des Kinzigtals im Jahre 2013 und 2014.

Das Buch erzählt aber auch, wie der Weg den „Werbefuzzi“ verändert. Wie die Langsamkeit des Wanderns das schnelle Rad im Kopf anhält: Burnout-Prävention in reiner Naturform! Es wird die Leserin oder den Leser animieren, den eigenen Weg gehen zu wollen. Längst vergessene Kindheitserinnerungen wieder zu entdecken, Stille zu erfahren. Und es will helfen, das berühmte „Päckchen“, welches jeder vielleicht seit Jahren mit sich trägt, leichter werden zu lassen. Das rasante Rad der schnelllebigen Zeit langsamer zu drehen. Der Autor steht somit stellvertretend für uns alle.

(...)

## Welcher Rucksack eigentlich?

Mein Bürostuhl hat ein Vermögen gekostet, ich glaube, da gibt es nichts, was ich nicht einstellen kann. Auf ihm sitze ich nun wenig später, zurück in der schicken Werbefuzzi-Agentur. In meiner Komfortzone. Bequem, die Oberarme im richtigen Winkel auf den gepolsterten Lehnen, die Lendenwirbel optimal abgestützt. Die Füße still und mindestens ebenso bequem auf dem warmen Heizteppich, nur Parkettboden wäre ja zu kalt. Hat mir der Mann vom Elektrizitätswerk einmal erzählt. „Wenn die Füße warm sind, ist die gefühlte Raumtemperatur höher. Dann sparen Sie auch Strom“. Ist ja schließlich erst April.

„Nur läppische neunzig Kilometer“ denke ich, als ich mir die Beschreibung des Kinzigtäler Jakobusweg von Loßburg nach Gengenbach anschau. Ich habe von den Kinzigtäler Touristikern ein Infopaket bekommen, wie es alle bekommen, die den Kinzigtäler Jakobusweg als Pauschale buchen. Das könnte ich in drei Tagen ablaufen, aber ich will es ja realistisch machen für das Magazin, denke ich mir. Also nehme ich mir eine Woche dafür Zeit. Aber „Wandern ohne Gepäck“, wie die Pauschale anbietet, das muss dann aber wirklich nicht sein. Meinen Rucksack kann ich schon noch selber tragen.

Welchen Rucksack eigentlich? Ich habe doch gar keinen. Nur ein Rucksäckchen für die Tagesausflüge der Aida. Bis zum Strand. Also, Freundin Alexandra anrufen, die hat einen. Die packt ja einmal im Jahr ihr Bündel und durchstreift dann ferne Länder. Tolle Wanderschuhe habe ich, die habe ich letzten Sommer gekauft. Da waren wir ein paar Tage in Südtirol. Am Kalterer See zur Weinprobe.

(...)

## Uno, dos, tres

„Nicht trödeln“ hat der Herr Schmid heute Mittag gesagt, fällt mir ein, als ich mich nach der ehemaligen Bergbausiedlung Hinter-Wittichen mit geschlossener Silberstollen-Wirtschaft, aber verlockender Alpirsbacher Klosterbräu-Werbung, mit trockener Kehle den steilen Berg hochkämpfe. Geradeaus. Aufwärts. In der Sonne. Das habe ich nun davon. Von meinen Schönwetterbildern. Lieber Gott schenke mir Wolken, von mir aus auch etwas Regen. Mein Wasser habe ich mittlerweile rationiert. Die geteerte Straße will nicht enden. „Uno, dos, tres. Quatro, cinco, seis. Un, deux, trois. Quatre, cinq, six. One two three. Four five, six“ zähle ich immer wieder von vorne beginnend im Rhythmus meiner Schritte, um vom nicht enden wollenden Weg abzulenken. An einer kleinen Ansammlung von Häusern führt die Straße links den Berg hoch. Was in aller Welt bringt die Menschen dazu, hier zu wohnen? Die Straße wird noch steiler. Dafür mit Kehren. Und, das muss ich trotz meiner abgekämpften Lage sagen, mit toller Aussicht. Nützt aber nichts, es geht weiter bergan. Steil bergan. „Grausenloch“ steht ganz oben auf einem Schild. Und ich weiß jetzt auch warum. Ich entdecke das mir bekannte weiße Schildchen. Dieses Mal ohne orangene stilisierte Muschel. Denn die ist ausgebleicht. Weiße Muschel auf weißem Grund sozusagen.

Am Waldrand setzte ich mich, es ist Zeit für die leckeren Bratwürste. Und als Belohnung fällt mir gerade noch rechtzeitig das Fläschchen vom Herrn Schmid ein. Besser wird der Durst durch geräucherte Bratwürste nicht.

## Dieses Licht, diese Stille

Immerhin, jetzt beginnt ein bequemer Waldweg. Steil ist aber auch er. Mein Wasser wird beängstigend knapp und der Wald wird dunkler. Die tieferstehende Sonne lässt dort, wo sie durch den Wald durchdringt, den Farn und die Blätter in einem faszinierenden Grünton im Kontrast zum dunkleren Wald leuchten. Schön sieht das aus. Aber nur ein schwacher Trost, bei dem Gedanken, sich zu verlaufen. Kann man zwar nicht, da es nur diesen Weg gibt. Aber der Gedanke in die Dunkelheit zu kommen, erweckt schon mulmige Gefühle und so wird mein Schritt schneller. Im Wipfel einer kleinen Tanne hat eine winzige Spinne ihr riesiges Wunderwerk gewebt, wo wir große Menschen nur staunen können. Ein kleines zerbrochenes Vogelei liegt auf dem Weg. Das zarte Leben endete vermutlich noch bevor es begann. Weiches Moos und Gras auf dem Weg erfreuen meine Füße. Und immer wieder dieses faszinierende Gegenlicht! Und diese Stille.

Ich erreiche einen breiten Querweg und stehe wieder inmitten der Sonne. Nur die Jakobs-Muschel an irgendeinem Baum fehlt und so entscheide ich mich mittels Menschenverstand und Wanderkarte nach rechts zu gehen. Hätte ich nur Zuhause das Karte-wieder-zusammen-Falten geübt! Nach so einem Aufstieg nervt das ziemlich! Ein Mountainbiker kommt mir entgegen und entlastet meinen Menschenverstand: ich bin auf dem richtigen Weg. Freude kommt auf, die abrupt wieder abbricht, als der Biker etwas von „noch rund acht Kilometer“ bis St. Roman erzählt. Also weiter! Der Gedanke an die Sauna hält mich bei Laune. Komfort-Pilger, denke ich. Aber besser ein Weichei als morgen früh ein Geräderter. Als ich Pfifferlinge am Waldrand entdecke und die Gedanken zu Schweinefilet mit Pfifferlingen wandeln, wird mein Schritt noch schneller und das Lächeln breiter. An der Salzlecke

treffe ich an der Schutzhütte erneut auf Mountainbiker. Einheimische wie ich erfahre, und „Gott verwöhnte“, wie ich denke. Es geht weiter bergan in der späten Nachmittagssonne und anschließend wieder auf einen schmalen Waldpfad. Die im Gegenlicht am Wegrand leuchtenden Sträucher erinnern mich an die Fußleuchten im Flieger. „Notausgang! Immer hier entlang!“ Einen Notausgang könnte ich jetzt gebrauchen, denn dies war mein letzter Schluck aus der Flasche. Armer Pilger Elmar! Der Rucksack wiegt mittlerweile eine Tonne. Morgen werde ich den Wandern-ohne-Gepäck-Transportservice in Anspruch nehmen, welchen mir die nette weibliche Telefonstimme beim Reservieren angeboten hatte. Das ist schon mal sicher! Genauso wie ein Tiramisu mit Espresso nach den Schweinelendchen. Und ein schöner Rotwein. Und ein Schwarzwälder Kirschwasser sowieso. Wie grausam muss es sein, zu verdursten oder zu verhungern! Aber wie gesagt, beim Jammern machen wenigstens die Füße nicht mehr weh.

## Das Trödeln hat sich gelohnt

Ich treffe auf Nordic-Walking-Rundweg-Schilder. Dann kann die Zivilisation nicht mehr so weit sein. „St. Roman 2,5 km“ lese ich. Gott sei Dank! Ein Ehepaar mit einem kleinen Kind kommt mir entgegen. Jetzt kann es nun wirklich nicht mehr weit sein.

Zuhause lagern die besten Weine im Keller. Aber ich will jetzt einfach nur Wasser. Der Waldboden überzieht sich mit saftig grünem Moos. Nicht nur der Boden ist überzogen, auch die Baumstämme und die Baumstümpfe. Einfach alles. Das frühe Abendlicht funkelt an den Spitzen, so wie es auch in den Zweigen der Tannenäste geheimnisvoll funkelt. Ein zauberhaftes Bild. Auch ein Zauberwald. Ich reiße eine Handvoll Moos aus der Erde und

rieche daran. Im Geiste sehe ich, wie meine Schwester und ich als Kinder im Wald Hütten bauen. Aus Zweigen und Ästen. Am Hüttenboden Moos, damit wir weich liegen, wenn wir in die Bäume hochschauen und beobachten, wie die Baumspitzen die Wolken kitzeln. Die Oma sitzt derweilen auf der Bank am Weg und liest ihren Arztroman.

Von nicht mehr als zu fern erklingt ein Kirchenglöckchen. Sanft und verheißungsvoll trägt der Sommerwind den Klang durch den Wald. Spuren einer Schnitzeljagd sagen mir, dass hier Kinder spielen. So wie wir früher. „Grüß Gott“ sagt die Frau, die mit Nordic-Walking-Stöcken und einem zufriedenen Lächeln im Gesicht an mir vorbeizieht. Rechts der Teufelsstein, jetzt nur noch ein Stück bergab, dann bin ich da.

Das Trödeln hat sich gelohnt. Wäre ich früher hier gewesen, hätte ich diese Abendsonne nicht erlebt. Dann wäre es einfach nur schön gewesen. Jetzt ist es aber unglaublich. Als der Wald einen ersten Blick freigibt, liegt St. Roman vor mir. Eine kleine Ansammlung von Häusern und Höfen, mittendrin auf der Anhöhe eine kleine Kapelle. Umgeben ist St. Roman von Wiesen und Wäldern. Hier muss der Begriff Idylle erfunden worden sein. Ich harre aus und genieße. Das warme Abendlicht haucht Geborgenheit über das Bild. Und Ruhe. Selbst das kühle Apfelschorle in Sichtweite wird da zur Nebensache. Ein Bächlein hat das gleiche Ziel wie ich, hinunter ins Dorf. Ich nehme mit beiden Händen, wie an der Kinzigquelle, einen kräftigen Schluck. Aus den Tannen werden Wiesenblumen und vor mir streckt sich der schlichte Turm des Wallfahrtskirchleins in den Himmel. Beim besten Willen, die Besichtigung muss warten. Ich bin müde, die Muskeln schmerzen. Und wie!

## Die Idylle bettet sich

Hallenbad, Whirlpool, Nackenschwall, Massagedüsen, Brenneisauna mit alten Schwarzwälder Brennkesseln. Die Panoramasauna gibt den Blick frei auf die Kapelle auf der Anhöhe. Das Kirchenschiff schlummert schon sanft im Schatten, während die letzten Sonnenstrahlen den stolzen Turm bescheinen. Auf der Turmspitze eine goldene Kugel, majestätisch das kleine goldene Kreuz darauf. Das Gold reflektiert die Sonne zu einem blendenden Licht. Auch die Wiese und der Waldrand werden ganz langsam von den Schatten des kommenden Abends erfasst. Die Baumwipfel leuchten noch würdevoll in der Sonne. Bald wird die Idylle schlafen gegangen sein. Ich kann langsam, ganz langsam aber stetig zusehen, wie sie sich bettet. Hoffentlich wacht sie morgen früh wieder auf. Ein Vogel lässt sich auf dem äußeren Sims des Panoramafensters nieder und singt für uns. Auch wenn ich es nicht hören kann, es ist bestimmt wundervoll. Ich sage „Heile Welt“, die anderen Saunagäste nicken wortlos mit dem Kopf. Ich weiß zwar, wann die Wale vor den Küsten Südafrikas kolossal aus dem Meer blasen. Aber was das für ein heimischer Vogel ist, weiß ich nicht. Würde nicht das Schweinelendchen mit Pfifferlingen rufen, ich hätte im Wellnessbereich übernachtet. An den Sanitärreinrichtungen Duravit- und Hansgrohe-Logos. Die Region gibt etwas zurück.

Ob ich zum Essen die Gabel heben kann, weiß ich noch nicht, so schmerzt mein Nacken. Die Frau, die mich im Restaurant begrüßt, kommt mir bekannt vor. Das war doch die nette Nordic-Walking-Dame von vorhin auf dem Waldweg hinunter nach St. Roman. Auch sie erkennt mich wieder und lächelt. Frau Haas, die Chefin des Hotels ist das. Nun trägt sie Dirndl statt Sportdress.

(...)

## Der Sternenhimmel

Der Nachthimmel ist sternenklar, die Sichel des Mondes leuchtet. Die Luft ist so frisch und rein. Die Kapelle wird beleuchtet, vereinzelte Lichter in den umliegenden Häusern malen auch nachts eine verzaubernde Idylle in das Dunkel. Ich stehe auf dem Balkon meines Zimmers und genieße den Augenblick. Mich zieht es hinaus und hinauf. Egal, was die Füße dazu sagen.

Hinter dem Hotel geht der Weg steil in die Höhe, vorbei an einer Wildzucht, an den Waldrand. Es ist so still, nur das feine Licht des Mondes erhellt meinen Weg. Ein zarter Wind weht. Mich zieht es weiter, bis ganz nach oben auf die Ebene. Ich folge meinem Instinkt. Ich will den unberührten Sternenhimmel erleben. Ich zweige links ab, vorbei an einsamen geduckten Schwarzwaldhöfen, warm schimmert das Licht aus den kleinen Fenstern. Ein Hund bellt. Noch einmal rechts ab, danach einen kurzen Anstieg. Dann bin ich oben.

Ich erkenne eine Bank, aber ich lege mich in das Gras. So wie früher. In den Zeltlagern bei den Pfadfindern. Wir lagen alle im Kreis. Kopf neben Kopf, die Füße von uns gestreckt. Unter uns die Erde, über uns die Sterne. In uns die Träume. Was ist aus diesen Träumen geworden? Was ist aus den Jugendfreunden geworden? Warme Tränen rollen über meine Wangen, der Nachtwind trocknet sie. Habe ich heute noch Träume?

Ich muss bestimmt eine Stunde hier gelegen haben. Wolken ziehen vor die Sterne, ein frischer Wind kommt auf. Ich fühle mich gut.

Auf dem Weg wieder nach unten zum Hotel strecke ich meine Hand aus, Sträucher kitzeln meine Haut. Es ist als sitze ich am

Rand der Bavaria, die uns mit ihrem weißen Segel sicher über das Mittelmeer fährt. Mein Arm ausgestreckt, die Wellen streicheln meine Hand.

## Mein Herzschlag

Die ersten Sonnenstrahlen wecken mich, ich freue mich auf den Duft des Kaffees, auf den Schinkenspeck, auf selbst gemachte Marmelade, auf frisches Bauernbrot. Den Rucksack gebe ich an der Rezeption ab. „Wandern ohne Gepäck bitte“. Weiß ja sonst niemand.

Ich bin wieder auf dem Weg. Was letzte Nacht im Verborgenen lag, strahlt nun friedlich im Morgenlicht. Den kurzen steilen Anstieg bewältige ich locker und mit einem Lächeln. Denn mein schweres Gepäck fährt heute vermutlich Mercedes bis Wolfach, meinem heutigen Etappenziel.

Wenig später, nach der Linkskurve, erreiche ich ein Gefühl von Heimat. Und Geborgenheit. Was im Dunkel nur als Umriss erkennbar war, entfaltet nun seine ganze Pracht. Ein großer stattlicher Bauernhof, umgeben von saftigen blühenden Wiesen, liegt vor mir. Streuobstbäume säumen den Weg, der zum Hof führt. Im Hintergrund die geheimnisvoll verschwommenen Linien der Schwarzwaldberge. Dunst liegt im Tal. Nur das Bollenhutmädchen fehlt. Ich setzte mich auf eine Bank und genieße den Anblick. Auf den Hof und in das Tal.

Schade, der Tag hat so schön begonnen, aber als ich da so sitze, zieht der Himmel zu. Das wird für den Werbefuzzi nichts mit schönen Fotos und blauem Himmel heute. Ich genieße den Anblick trotzdem, während ich hoffe, dass die Sonne doch noch ein Einsehen hat.

Ein kleines gelbes Postauto zieht einsam seinen Weg auf der schmalen Straße hoch zum Hof. Und so wie es gekommen ist, entschwindet es auch wieder. Es ist still. Sehr still. Wie still doch Stille sein kann! Ich höre nur das Summen der Bienen. Und ich höre noch etwas: meinen Herzschlag! Er wird immer lauter. Lauter und lauter. Und ich spüre ihn auch immer deutlicher. Mehr und mehr. Er pocht. Vom Herzen bis zum Magen. Innere Unruhe ergreift mich. Es ist ein so unbekanntes Gefühl. Mir macht die Stille Angst und es wird mir bewusst, dass uns das selbstverständlichste nicht mehr bewusst ist: in unseren Körper zu hören. Wir haben ja auch gar keine Zeit mehr dazu. Zu kurz die Abstände zwischen Telefonieren, E-mails und Meetings. Und wenn dann doch eine Pause wäre, dann schauen wir ins Facebook. Man könnte ja etwas verpassen. Will mir mein Körper etwas sagen?

Ich wehre mich gegen die Unruhe, die Angst entschwindet langsam und wandelt sich zum Glücksgefühl. Nun höre ich auch den Klang der Kuhglocken und die Schreie der Rehe der Wildzucht auf der Anhöhe. Ich wusste gar nicht, dass Rehe auch schreien können. Wie göttlich muss diese Landschaft bei Sonnenschein sein, denke ich und mache trotzdem meine Fotos. Der schleierverhangene Himmel hat auch seinen Reiz. Ich gehe weiter und höre Kinderlachen. „Ferienwohnungen, Zimmer, Vesperstube“ lese ich da. Glückliche Urlauber denke ich. Der Bauerngarten ist eine wahre Blumenpracht, ein kleines Kätzchen spielt vor dem Eingang und wartet auf die Kinder. Ein alter Traktor wurde zum Spielgerät umfunktioniert. Eine Schaukel hängt im Apfelbaum. Eine Wassertretanlage. Der Hofhund kommt angerannt und begrüßt mich freudig und Schwanz wedelnd. Der Benzenhof und der Alexenhof bieten in dieser Höheneinsamkeit Zimmer an. Der Hund ist fremde Menschen gewöhnt. Berührungssängste hat er keine. Er begleitet mich ein Stück, als würde er

schon immer zu mir gehören.

(...)

## Auf Ritterspuren

Der schmale fußfreundliche Weg zieht sich weiter durch den Wald hinunter und gelangt an ein hölzernes Pavillon auf einem Plateau. Fantastisch der Ausblick. Es folgen verschiedene Aussichtspunkte, die den Blick auf das Wolfstal und auf Wolfach freigeben. Die Stadt schmiegt sich halbrund und geborgen um den Berg, während die Kinzig durch den Ort fließt. Ein beschauliches Bild. Ich erkenne das mächtige Fürstenberger Schloss am Ortseingang. Stolz die Spitze des Glockentürmchens des historischen Rathauses, welches leider gerade im Baugerüst steht. Christo lässt grüßen. Im Hintergrund der Kamin der Dorotheenhütte, einer Glashütte, in welcher bis auf den heutigen Tag nach alter Schwarzwälder Handwerkskunst noch Glas geblasen und geschliffen wird.

Ein Aussichtspunkt ist besonders spannend, wandle ich doch auf den Überresten einer alten Burg aus der Ritterzeit, welche die Herren von Wolva bauten. Die erste Erwähnung reicht bis auf das Jahr 1084 zurück. Unterhalb der Burg entstand die Stadt. Das muss ein ziemlich hartes Leben hier oben auf der Burg gewesen sein. Ohne Designermöbel, dreiundfünfzig Fernsehsendern und ohne Heizteppich für gefühlt bessere Raumtemperatur. Im Vergleich zum Ritterdasein muss das Mönchs- und Flößerleben ein wahres Zuckerschlecken gewesen sein.

Verlockend plätschert das Wasser an einem Brunnen, auf welchen ich später treffe. Wasser als kostbares Nass. Lebensquell für die Ritter. Für mich wurde Wasser an den bisherigen Tagen in mein Bewusstsein gehoben. Erst wenn mal keines da ist, merkt

man, wie wichtig es ist. Vielleicht kämpften die Ritter auch um Wasser. Uns nachfolgende Generationen werden dies auf jeden Fall tun. Glaube ich. Die Aussicht auf dem Wolfacher Panoramaweg ist mit Sträuchern zugewachsen, dies macht meiner Vorfreude auf die Stadt aber keinen Abbruch.

## Arme Wölfe

Das Stadttor, verziert mit Wappen und Jahreszahlen empfängt mich. Es ist umrahmt von dem mächtigen Fürstenberger Schloss. Dahinter verbirgt sich liebevoll das schmucke Städtchen. Haus an Haus. Es herrscht wenig Verkehr. „Des isch seit dem Tunnl so“ erfahre ich, also wegen der Ortsumfahrung der Bundesstraße. Einige stolze Cabriobesitzer des Ortes beleben die Straße trotzdem. Stolze Cabriobesitzer müssen vergesslich sein, denn sie kommen immer wieder, da sie vermutlich etwas vergessen haben. Es ist auch gut, dass die Straße nicht viel befahren ist, denn ich stehe mitten auf ihr und blicke hoch zum Tor. Vor der Besiedlung der Stadt, die mit Ackerbau und Viehzucht begann, gab es in den Wäldern noch Wölfe. Und die hatten oft und viel Appetit. Besonders auf die Tiere der Züchter. Das wiederrum gefiel den Züchtern nicht, so dass diese sogenannte Wolfshaken erfanden, mit denen die Wölfe gefangen wurden. Das Zeichen im Stadtwappen ganz links am Tor und der Name Wolfach erinnern daran. Die Wölfe überlebten das nicht.

Heute geht man andere Wege. Im Wolfstal entstand ein alternativer Wolf- und Bärenpark, welcher gequälte Wölfe und Bären aufnimmt und diesen ein menschliches Tierleben ermöglicht. Auch Yurka, die Mutter des Problembären Bruno, ist darunter. Bruno erlitt bekanntlich das gleiche Schicksal wie früher die

Wölfe. Weil er den Menschen zu nahe kam.

## Wolfach

Wäre ich vor einigen hundert Jahren hier vor dem Tor gestanden, so würde, wenn ich Glück hätte, zumindest noch mein Kopf aus dem Wasser schauen. Denn ein Wasserschutzgraben umzog die Stadt, über mir wäre eine Zugbrücke. Mauerreste neben mir deuten das äußere Ende an. Eine Schautafel links des Turmes gibt einen Eindruck davon, wie es ausgesehen haben mag. Das Schloss der Fürstenberger ist gewaltig und nach dem Rastatter Residenzschloss die zweitgrößte Anlage dieser Art in Mittelbaden. Linker Hand endet die Mauer mit einem Rundtürmchen. Früher wäre die Sicht von innen nach außen sehr unangenehm gewesen, war es doch das Verließ. Das Fürstenberger Geschlecht herrschte in Wolfach ab dem Jahr 1305 wie die Jahreszahl unter dem zweiten Wappen auf dem Stadttor verrät. Als eine gewisse Udilhilt, letzte Witwe der Herren von Wolfach, einen Fürstenberger heiratete. Das Schloss wurde gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts erbaut. Napoleon gefiel diese Fürstenberger Macht nicht. Das Napoleon freundliche Hause Baden hingegen hat es gefreut, bekam es doch 1806 Wolfach im Zuge des linksrheinischen Gebietstausches zugesprochen.

Ich betrete das Städtchen. Hier ist die Lebensqualität zu Hause. Wie eine große liebe Familie reißen sich die bunten Häuser aneinander. Bäckereien, Metzgereien, Wirtshäuser, Geschäfte, Wohnhäuser. In einem Bächle, sprich einem kleinen eingefassten Wassergraben, wie ich es aus Freiburg kenne, plantschen und spritzen die barfüßigen Kinder im knöcheltiefen Wasser. Überall Blumenschmuck. Bunte Fahnen wehen über der Straße. Heile

Welt. Das „ach“ aus Wolfach leitet sich übrigens aus dem früheren Wort „Aach“ für „Fluss“ ab. Viele Orte entlang der Kinzig tragen deshalb diese Endung.

(...)

### Willkommen auf dem Jakobusweg

Die verlorenen Seelen in den Sternen halten aber noch eine Zugabe für mich bereit. Inmitten des Waldes auf einer Anhöhe das wohl ergreifendste Erlebnis. Früher vermutlich eine Lichtung, heute steht da Baum an Baum, es dringt kaum Licht nach unten. Im Dickicht der Bäume ein kleiner Rastplatz mit Tisch und Bänken. Und mit Jesuskreuz und Madonna, dem Weißen Kreuz. In die Jahre gekommen, aber schön. Die Farbe schon ziemlich abgewaschen. Auf dem hölzernen Dächlein des Jesuskreuzes wächst Moos. Das Kreuz selbst ist steinern. Über dem filigranen Jesus ist eine kleine Jakobusmuschel angebracht. Zu seinen Füßen, auf einem kleinen Vorsprung die traurige Maria, den Kopf gesenkt. Ich mache ein Foto.

„Bereue Deine Sünden“ steht da auf einem Schild. „So viel Zeit habe ich nicht“, denke ich.

Da bahnt sich urplötzlich aus dem Nichts ein einzelner, gebündelter Sonnenstrahl seinen Weg durch das dichte Blätterwerk und strahlt genau und exakt auf die Madonna. Wie ein heller Spot im Theater. Jetzt wird mir heiß. Willkommen auf dem Jakobusweg.

Gut, dass ich die Kamera dabei habe, ich fotografiere es. Das würde mir zu Hause bestimmt niemand glauben. Nicht einmal ich mir selbst.

### Wie schön muss Liebe sein

Moos bedeckt den Waldboden, Tannenzapfen liegen daneben, Klee sprießt aus der Erde. Teilweise ist die Beschreibung nicht eindeutig, ich brauche wieder meinen Menschenverstand. Mir kommt ein Wanderer entgegen. Strenges, steinernes, angespanntes Gesicht. Ungefähr Mitte Fünfzig. Die Hände in die Trageriemen seines Rucksackes gekrallt. Zielsicherer, flotter Schritt. Mein „Grüß Gott“ bleibt unerwidert. Er zieht rasch vorbei. In gebührendem Abstand folgt eine Frau. Seine Frau, wie ich vermute. Anfang Fünfzig. Die Mundwinkel nach unten gezogen, japsend. Den Blick genauso steinern geradeaus. Der Blick spricht Bände. Wie schön muss Liebe sein!

Als der Weg den Wald verlässt, ist er umgeben von Wiesen und knorrigen Obstbäumen. Das Mittagslicht beleuchtet das Bild und bricht sich in den Blättern der Bäume. Saftige Äpfel hängen an den Ästen. Ein zweites Mal auf meiner Wanderung wird der Begriff Idylle erfunden. Vor mir, etwas unterhalb, liegt der „Käppelehof“, ein alter ehrwürdiger Schwarzwaldhof, der heute als Gasthaus dient. Dazugehörend eine kleine Kapelle. Unter dem stolzen Hof öffnet sich das Tal und gibt weiteren einsamen Höfen eine Heimat. In der Ferne eingerahmt durch die Berge des Schwarzwaldes. Die Bedienung breitet gerade die Tischdecken in der Gartenwirtschaft aus. Ich fasse dies als Einladung auf und gehe abwärts. Auf dem leichten Abstieg dahin treffe ich auf ein junges Paar mit großen Rucksäcken. Die beiden sitzen auf einer Bank in der Sonne. Über ihnen, als wolle er dieses Glück mit seinen mächtigen Armen beschützen, ein fürstlicher Apfelbaum. Das Gegenlicht lässt die Blätter des Baumes und die Silhouetten der beiden leuchten. Der junge Mann trägt ein grünes T-Shirt. Das frische Grün seines Shirts passt harmonisch in das

Gesamtbild. Ein Bild für das Familienalbum. Ein glückliches, tiefenentspanntes Paar. Ich denke mal, Anfang Zwanzig. Ich kann nicht anders als sie anzusprechen, sind sie doch der absolute Kontrast zu dem Paar eben. Ob sie auch auf dem Jakobusweg unterwegs sind, will ich nach einem freundlichen „Grüß Gott“ wissen. Ich würde zu gerne endlich auch andere Pilger treffen. Sie sind jedoch unterwegs auf dem Westweg und übernachten in Schutzhütten, wie ich erfahre. Sie sind aus Vaihingen und begehen den Westweg ab Dobel. Das erste Stück von Pforzheim bis Dobel haben sie an Silvester gemacht. Klingt verrückt, aber ich glaube es den beiden. Händchen haltend gehen sie weiter. Beneidenswert. So schön kann Liebe sein!

Nun setzte ich mich auf diese Bank und lasse den Blick in die Ferne schweifen. Ich genieße das Hier und Jetzt. Die Sonne wärmt meinen Rücken. Ein zarter Wind streicht mir über das Haar. Ich höre Grillen zirpen und Vögel singen. Das Glöckchen der Kapelle läutet, als wolle es sagen: Mittagessen ist fertig! Die ersten Gäste trudeln ein. Mit dem Auto. Da kann ich Pilger nur müde lächeln.

## Papa

Zwei weitere Wanderer gehen gemütlich an mir vorbei und grüßen freundlich. Seltsam, den ganzen Tag habe ich noch keine Menschen getroffen und jetzt gleich so viele kurz nacheinander. Die beiden Wanderer folgen auch der roten Raute des Westweges. An dieser Stelle kreuzt der bekannte Westweg, der den Schwarzwald von Pforzheim bis Basel der Länge nach durchzieht, den Kinzigtäler Jakobusweg, der den Schwarzwald quer durchläuft.

Es wird still um mich. Ich spüre wieder meinen Herzschlag. Er wird stärker, Unruhe ergreift mich. Ich schließe die Augen.

Ich muss unweigerlich an meinen Papa denken, wie er davon schwärmte, als junger Bursch den Westweg gelaufen zu sein. Mit einem kleinen klappbaren Zelt auf dem Rücken, welches er abends mitten in der Natur so aufbaute, dass ihn am nächsten Morgen die ersten Sonnenstrahlen wecken würden. Traurig klang seine Stimme, als er mir das erzählte. Sehnsucht klang in ihr und das Wissen, es nicht mehr wiederholen zu können. Zwei Jahre später ist er gestorben. Vor seinem dreiundsiebzigsten Geburtstag. Viel zu früh. Ob er mich gerade sieht von da oben, wie ich hier so sitze? Ich glaube, er wäre so gerne mit mir noch einmal gewandert, wie er das mit uns als Kindern gemacht hat. „Zu viele Termine, zu viel Arbeit. Später!“ hat er immer nur gehört. Tränen rollen mir über das Gesicht und mein Entschluss steht fest. Auch ich werde den Westweg wandern! Und den Jakobusweg ab sofort ernster nehmen.

## Schäufele mit Kartoffelsalat

Bei meiner Frage nach dem Rezept für den Kartoffelsalat versteht die Bedienung des „Käppelehofes“ keinen Spaß. „Des gibbs net!“ war die spontane, aber mit einem Lächeln versehene Antwort. Für dieses Schäufele mit Kartoffelsalat würde ich den Weg glatt noch einmal gehen. Und für die Aussicht, die ich von meinem Tisch auf der sonnigen Terrasse genieße, sowieso. Links und rechts öffnet sich der dichte Wald: saftige blühende Wiesen fallen talwärts und treffen sich an einem kleinen Bächlein. Weit öffnet sich das Tal, ich muss meinen Kopf drehen, um das ganze Panorama zu erfassen. Stattliche Schwarzwaldhöfe stehen darin, als ob sie zur Dekoration für Touristen in die Schwarzwaldlandschaft gesetzt worden wären. Stolz und dennoch bescheiden die

Bergkette, die das Bilderbuchmotiv einrahmt. Mein Vater hätte jeden dieser einzelnen Bergrücken mit Namen gekannt. Ich jedoch habe keine Ahnung. Die Fassade des „Käppelehofes“ ist aus dunklem Schwarzwälder Holz, ein rotes Meer von Geranienblüten in den Blumenkästen vor den Fenstern leuchtet im Kontrast dazu. Die Bedienung im Dirndl verrät mir zumindest, dass der Koch die Brühe des Schäufoles unter den noch warmen Kartoffelsalat mischt.

Am Nebentisch sitzt ein älteres Ehepaar mit Pfälzer Dialekt. Er sagt etwas, sie geht mit scharfer Stimme dominant dagegen. Er sagt wieder etwas, sie ist dagegen. Was auch immer er sagt, sie hat eine andere Meinung. So geht das die ganze Zeit. Er hat sich seinem Schicksal schon ergeben. Sie merkt es nicht. Im Urlaub, an einem der schönsten Plätze der Erde, in herrlichstem Sonnenschein und die beiden haben nichts Besseres zu tun. Wo liegt da der Sinn des Lebens? Als Kontrast dazu das Lächeln der Bedienung, welche mir mit einem freundlichen „Zum Wohl“ ein Bier hinstellt.

(...)

### **Hahn und Henne**

Mich fasziniert die Architektur der Stadt. Wechselt sie sich doch ab von mittelalterlichen Türmen, romantischem Fachwerk und prunkvollem Jugendstil, der von früherem großen Reichtum zeugt. Keramikproduktion und Porzellan brachten diesen in den Ort. Und dort zieht es mich auch hin. Hatte ich als Kind doch die berühmte Hahn und Henne Tasse zu Hause. Und hatten meine Schwester und ich doch mit Begeisterung so schnell den Teller leer gelöffelt, um als erster Hahn und Henne am Tellerboden zu entdecken. Stolz war das Siegergesicht dann!

Am Ortsrand finde ich die Zeller Keramik. Der Prunk des Gebäudes ist verblasst, aber die Liebe zum Produkt ist geblieben. Ähnliches Schicksal wie Junghans. Der Herr Steim heißt hier aber Ralf Müller. Eine Ausstellung zeigt, wie Keramik entsteht. Mein Werbefuzzi-Herz schlägt höher, als ich uralte Preislisten mit detailreichen Illustrationen entdeckte. In einem Raum sitzt eine Keramikmalerin und malt kunstvoll und mit viel Herzblut Hahn und Henne auf die Keramik. Sicher, ganz sicher, führt sie den Pinsel. Ich erfahre, dass man seine eigene Hahn und Henne Pilgertasse malen kann und lasse mich nicht zweimal bitten. Ein tolles Pilgersouvenir! Mit Nachsendeauftrag. Und eine für meine Schwester Vera gleich mit.

Die heutige Zeller Keramik entstand aus der Vereinigung der Unteren Fabrik, die ab 1760 Keramik erzeugte und der Oberen Fabrik, die als Erste in Deutschland Steingut in der englischen Art von Wedgwood, und ab 1842 Porzellan herstellte. Um 1897 entwirft Elisabeth Schmidt-Pecht das Dekor Favorite, das ebenso wie Alt Straßburg aus dem gleichen Jahr, noch heute produziert wird. Das muss man sich mal vorstellen. Und dann gab es da noch diesen Karl Schöner. Der hatte eine Tochter. Gott sei Dank. Denn sonst gäbe es kein Hahn und Henne. Das schwarze Federviehpaar mit roten Kämmen, das sich gegenübersteht. Auf gelbem Grund, inmitten einer idyllisch hellgrünen Wiese. Der Tellerrand ist dunkelgrün gebändert. Zum ersten Geburtstag der Tochter entwarf er 1898 das Dekor. Heute hat es Kultstatus rund um die Welt. Nicht nur beim Wettlöffeln von Kindern. Und die Keramik wird bis heute in Handarbeit hergestellt und bemalt. Das soll Made in China erst mal nachmachen. Nein, lieber nicht.

Vermutlich, also vermutlich, ist die Zeller Keramik aber auch der Auslöser für die berühmte Fabrikrede des Zeller Sohnes Franz Joseph Buß im Jahre 1837. Als erster Abgeordneter machte

er unüberhörbar den Mund auf und setzte sich für die sozialen Belange der Arbeiterschaft und gegen Kinderarbeit ein. Günter Wallraff und Verdi in einem, wenn man so will. Erreicht hat er damals noch nichts, aber einer muss ja mal den Anfang machen. Von Österreich wurde er geadelt zum Ritter von Buß, aber das hat andere Gründe. Seine Statue steht auf dem Stadtbrunnen in Zell.

(...)

## Die ersten Weinberge

Der Wald öffnet sich und ich stehe in Weinbergen, das erste Mal auf meiner Reise. Vor mir ruht friedlich auf einer Anhöhe die Jakobuskapelle von Gengenbach und zur rechten Hand, unten im Tal, erste Höfe und Häuser, welche die Stadt ankündigen. Zur Belohnung wieder Brombeeren am Wegesrand. Ich presse sie förmlich aus. Danke Oma. Wie muss sich ein Pilger in früheren Zeiten gefühlt haben, wenn er solche Brombeeren gegessen hat, unwissend über Hamburger, Currywurst und Hühnchen süß-sauer? Zumindest genauso dankbar wie ich in diesem Moment. Da bin ich mir sicher. Die Süße und der Saft der schwarzen Beeren tun einfach nur gut. Danke Oma.

Fein säuberlich steht Rebstock neben Rebstock in den Weinbergen vor mir. Die Trauben an den Reben strahlen im Sonnenlicht und saugen dieses förmlich ein. Bald werden sie reif sein und ihr ganzes Aroma in die Weine legen. Ein bezaubernder Anblick. Am Wegesrand eine Bank, ich setzte mich.

Von den Höhen des Schwarzwaldes bis zu den Weinbergen am Oberrhein. Welch unglaublich abwechslungsreiche Landschaft ich in diesen Tagen erlebt habe. Ich schließe die Augen. Ich bin einfach nur glücklich und dankbar.

Einige Schritte weiter gleitet der Blick über die Weinberge zurück, hoch ins Kinzigtal. Zwischen den Vorbergen eine flache breite Ebene, in welcher sich die Kinzig, die Schwarzwaldbahn und die Straße nebeneinander den Platz teilen. Zu Beginn meiner Wanderung in den engen Tälern undenkbar. An dieser Stelle fließt die Kinzig friedlich dem Rhein entgegen. Da hat die Flößerei vermutlich richtig Spaß gemacht. Also doch Flößer, wenn ich mich entscheiden sollte. Stimmt natürlich nicht ganz. Denn zu der Zeit der Flößer war die Kinzig ja bekanntlich kein gerader braver Fluss. Die Kinzig grub sich auch bei Gengenbach jedes Jahr ein neues Flussbett, überschwemmte Gebiete und hatte zahlreiche Seitenarme. Mönch gewesen zu sein, wäre deshalb ja nicht schlecht. Und ich vermute, dass die Mönche nicht nur Bier gebraut, sondern hier auch schon sehr früh Wein angebaut haben. Vor über tausendeinhundert und fünfundzwanzig Jahren, wie ich später erfahren sollte. Holz und Wein die Einnahmequellen der Schwarzwaldklöster.

Ich entdecke auf dem Weinberg gegenüber ein kleines Aussichtspavillon. Wie ein kleines Krönchen steht es oben auf der Bergnase. Dann zieht es mich zur Kapelle. Meinem Ziel, denn dort wartet der Jakobsstein!

(...)

## Hollywood

Das Obertor hat aber noch eine ganz andere Geschichte. Tim Burton, der berühmte Hollywood-Regisseur, hielt ein Foto dieses Tores in der Hand, als er eine Kulisse für seinen Film „Charlies Chocolate Factory“ gefunden hatte. Zumindest auf dem Papier. Er hatte keine Ahnung, wo dieses Tor stehen würde. So schickte er

seine Location-Guides los, es zu finden. Nach einem Umweg über Rothenburg kamen diese auch in Gengenbach an. Was folgte, war einige Zeit später Ausnahmezustand in der Stadt. Und ein paar Sekunden Gengenbacher Obertor in der Eröffnungsszene des Filmes. Egal, Hauptsache Tim Burton war in der Stadt. Das verkauft sich auch heute noch gut. Vergessen Gustav Knuth, mit seiner Powenzbande, die in den 1970ern in Gengenbach drehten. Dass im Film Düsseldorf statt Gengenbach stand, sei Tim Burton verziehen.

## Adventskalender

Ich besteige die kleine Treppe hoch zur Brüstung zum Quergang. Ein schmaler aber massiver Sandsteinrundbogen verankert eine alte schwere Holztüre. In der Türe eingelassen eine kleine Klappe, mit handgeschmiedeten Scharnieren beschlagen. Von der Brüstung aus habe ich einen tollen Blick über die Stadt. Fachwerk reiht sich an Barock, Barock an Klassizismus, Klassizismus an Jugendstil. Stolze Patrizierbauten an Bürgerhäuser. Gusseiserne Wirtshausschilder laden zum Besuch der Gaststätte ein. Ein „Bächlein“ durchzieht die Stadt, so wie in Wolfach. Leuchten, von denen man glauben möge, dass nachts darin noch Kerzen brennen, ragen von den Wänden in die Straße. Am Ende der Straße ein Brunnen, darauf steht ein steinerner Ritter. Was der alles erzählen könnte! Eine Turmspitze mit Glockentürmchen überragt die Dächer. Das alte Kaufhaus schließt diese Bühne der Nostalgie ab. Gemütlichkeit strahlt das Theaterstück aus. Heute ist Sonntag. Sonntags ist die Straße für Autos gesperrt. Fußgänger sind die lebenden Darsteller in der historischen Kulisse. Nicht alles Einheimische. Die Busse der Gäste stehen dicht nebeneinander auf den Busparkplätzen.

Gengenbach ist beliebt. Die gesamte Altstadt steht unter Denkmalschutz. Da haben Stadtplaner vor einigen Jahren ihre Arbeit ernst genommen.

Die Füße schmerzen, der Rücken auch. Heute kann ich diese Stadt sowieso nicht mehr entdecken, morgen ist auch noch ein Tag. Ein Ruhetag. Ich bin ja an meinem Ziel angekommen und habe noch zehn Tage Urlaub. Eigentlich. Denn war da nicht der Gedanke, bis Straßburg weiter zu gehen?

Gengenbach steht schon lange. Und Straßburg auch, also keine Hektik. Erst einmal das Hotel suchen, das Hallenbad wartet! Auf dem Weg dahin bewundere ich das klassizistische Rathaus, welches zur Weihnachtszeit als größtes Adventskalenderhaus der Welt erstrahlt. Man munkelt, dass stadtbekannte Kaufleute auf dem Heimweg nach einem Gläschen Wein die Fenster gezählt haben sollen und auf vierundzwanzig kamen. Nicht die erste Erfolgsstory, die auf diese Weise ihren Ursprung genommen hat.

Durch ein weiteres imposantes Stadttor führt mein Weg an den Stadtrand, dort ist mein Hotel, auf der anderen Seite der Kinzig. Eine Geschichte von Michel Bahr zu diesem Tor gibt es später.

## Ein Moment für die Ewigkeit

Der Name „Schwarzwaldhotel“ und die moderne Architektur, Marke Business Hotel, passen zwar nicht wirklich zusammen, die Freundlichkeit erinnert mich aber schnell wieder daran, dass ich im Schwarzwald und nicht in einer anonymen Großstadt angekommen bin. Wo man mich wegen meiner Pilgerkleidung und ohne einen Oberklassenlimousinenschlüssel bestimmt kritisch mit einem „haben Sie reserviert?“ angeschaut hätte. Meine Schultern und mein Rücken flüstern mir ein leises „Danke“ ins Ohr,

als ich mich durch das Wasser des Hallenbades treiben lasse. Von dort aus habe ich einen tollen Blick auf die Bergkapelle.

Geschafft! Ich hab´s geschafft! Müde, aber glücklich. Der Werbefuzzi mit Bauchansatz und geliehenem Rucksack hat es geschafft. Und als ob der alte Herr da oben mich dafür noch einmal intensiv belohnen wollte, hatte mir vorhin im Hallenbad eine innere Stimme gesagt: „Gehe nochmal hoch zum Pavillon in den Weinbergen, gleich bei der Kapelle“. Und da sitze ich nun und sehe, wie sich der Himmel in der Rheinebene, in der ich klein die Silhouette des Straßburger Münsters erkennen kann, einfärbt. Nicht irgendwie, der Schöpfer hat all seine kräftigen und lebensbejahenden Farben ausgepackt und malt damit sein Meisterwerk über die Landschaft. Blau, Violett, Orange, Blutrot wechseln sich ab, glitzern und strahlen, als führten Michelangelo, Claude Monet und Caspar David Friedrich gemeinsam den Pinsel. Leuchtend versinkt die golden strahlende Sonne hinter den mystisch blauen Bergketten der Vogesen. Ein Moment der Faszination und ein Moment für die Ewigkeit.

Nun ist es keine Idee mehr. Nun bin ich mir sicher. Ich muss weiter gehen. Ich muss den Weg zu Ende gehen. Auch wenn mein Auftrag heute endet. Ich muss meinen Weg zu Ende gehen.

## Auszeit

Hallenbad und Sauna haben Wunder gewirkt. Einmal mehr. Das Ausschlafen auch. Und das ausgiebige Frühstück sowieso. Das habe ich mir heute gegönnt. Der Sonnenuntergang hat mich noch lange beschäftigt. Sehr lange. Vielleicht haben ja auch die Partikel in der Luft und der wolkenfreie Himmel dieses Farbenschauspiel veranstaltet.

Ein Telefonat. In die schicke Agentur. Ich komme erst in einer Woche wieder. Auszeit. Ich muss den Weg zu Ende gehen.

Meinen Weg zu Ende gehen.

(...)

## Heimat

Am Nebentisch sitzt Stefan Strumbel, der „Kuckucksuhrverhandler“, wie viele ihn nennen. Andere nennen ihn Shooting-Star am internationalen Künstlerhimmel. Jess Haberer nennt ihn Stefan und winkt ihn zu uns an den Tisch. Strumbel war ein Schüler von Jess. „Ein ganz schwieriger“. Schwarzer Hut, Jeans, T-Shirt und schwarzes Sakko. Die Ärmel hochgekrempt, ein Tattoo strahlt mir entgegen. Schrill ist seine Kunst. Da kann ein Schwarzwälder Bollenhutmädel schon einmal ein Maschinengewehr tragen und Handgranaten eine Kuckucksuhr zieren. In Neonfarben versteht sich. Er provoziert. Wie damals in der Schule. „Nix hat er ausgelassen von dem, was man nicht macht“ meint Jess mit einem Grinsen im Gesicht. Strumbel grinst zurück. Selbst das Schulhaus hat er mit seinen illegalen Graffitis nicht verschont. „Den grauen Alltag bunter machen. Ein Hauch von urbanem Leben nach Offenburg bringen“. Und aus Offenburg hinaus. Züge waren seine liebsten Objekte. „Kunst aus Offenburg fährt bis nach Berlin und ermöglicht auch Hartz IV und Obdachlosen gratis Zugang zur Kunst und das Auseinandersetzen mit Kunst“. Am Zug muss es schnell gehen. Da zeigt sich der wahre Künstler. Es muss schnell gehen. Das erinnert mich an Holger Müller, den begnadeten Glasbläser. Ohne teures Atelier von Papas Gnaden,

vorgeheizt, den Kaffee frisch gebrüht. Am Zug heißt ganz für die Kunst, ohne Gage, ein sehr gefährlicher Job. Mit einem Bein im Grab, mit dem anderen im Knast.

Auf der Anklagebank dann auch die Einsicht bei Stefan Strumbel: „was mache ich hier eigentlich?“ Er wurde anständig. So gut es eben ging. Setzte sich mit der Region und ihrer, seiner, Identifikation auseinander. Und seiner Heimat. „Heimat steht für Provinz. Du musst Traditionen brechen, um Neues zu schaffen“. Er will die Menschen wachrütteln. Farben und Symbole so laut machen, dass die Menschen sie wieder entdecken. Neu entdecken. Strumbel hat den Begriff Heimat wieder ins Gedächtnis gerufen, hat ihn sensibilisiert. „Egal welche Bildung Du hast, Heimat gibt Dir Geborgenheit. In New York gibt es das Wort „Heimat“ nicht, die Menschen beneiden uns, bedankten sich bei mir.“ „What the fuck is heimat“ war die künstlerische Antwort von Strumbel. Das prangt auch in großen Lettern an der bunten Kuckucksuhr, die nun beim Modezaren Karl Lagerfeld an der Wand hängt.

Strumbel auf Kuckucksuhren zu reduzieren wäre falsch. „Heimat bedeutet Geburt“. Und Mutterliebe. „Mutterliebe und die Geborgenheit im Mutterbauch suchst du dein ganzes Leben lang wieder.“ So findet sich auch das Motiv der Madonna als Inbegriff der Mutterliebe in seinen Kunstwerken wieder. Selbst die Kirche hat ihn entdeckt. Im nahe gelegenen Goldscheuer strahlt Altarkunst, auch in Neon versteht sich. Und eine Madonna in Tracht made by Strumbel. Der Kirche drohte die Schließung. Strumbel hat sie wieder erweckt, hat Menschen ihren Platz der Geborgenheit erhalten. „Heimat bedeutet Erinnerungen. An die Taufe, an die Trauung.“ Geld wollte er für die Madonna nicht haben.

Stefan Strumbel steht auf und geht. Zu Hause warten Frau und Kind auf den Mann mit den tätowierten Armen und den Augen, die von Liebe zeugen, wenn er über Heimat redet.

Erfunden hat die bunte Kuckucksuhr übrigens mein großer Bruder Helmut, als er in den Siebzigern leicht bis mittelschwer angetrunken von einer Party nach Hause kam und unsere schöne Kuckucksuhr aus dunklem Massivholz mit fröhlicher rosa und hellblauer Farbe anmalte. Nicht Neon, aber wetterfest und permanent versteht sich. Das Ende der heilen Welt. Der arme Helmut hat ziemlichen Ärger mit unserem Vater bekommen, der Strumbel bekommt viel Geld dafür. Dass Strumbel 1979, nur wenige Tage später das Licht der Welt erblickte, nachdem meine Mutter ihre Augen für immer schloss, lege ich unter Zufall ab. „What the fuck is heimat“. Aber wie war das mit dem Mutterbauch?

Auf dem Spielplatz gegenüber des Cafés klettern Kinder auf die Bäume vor der Dreifaltigkeitskirche, die Mütter schauen ihnen besorgt zu.

Ich bin ja auch ein Künstler. Vor ungefähr zehn Jahren habe ich mir eine Leinwand gekauft, einsfünfzig auf drei Meter. Und Farbe in allen Orangetönen. Dazu Zinnoberrot. Und Pinsel in allen Größen. „Lebensfreude“ ist der Titel. Angefangen zu malen habe ich noch nicht. Die Farbe ist vermutlich eingetrocknet.

(...)

## Digitale Revolution

Rathaus, Hotel „Sonne“ und der rosafarbene Königshof bilden ein attraktives Ensemble am Eingang zur Stadt, welcher mein Ausgang wird. Der Königshof hatte den gleichen Planer wie Schloss Favorite in Rastatt. Das spürt man. Das schmucke Portal kam jedoch erst später hinzu. Heute residiert im Königshof die Polizei. Charmant, im Erker eines schmucken historischen Gebäudes eine

Heiligenfigur. Im Haus ein Nachtclub. Hat das Rotlicht eigentlich auch einen Schutzheiligen? Am Ausgang der Altstadt sehe ich nun auch die alte Zieboldmühle vor meinem geistigen Auge. Und wie die 68er Revolutionäre mit ihren „Haaren bis zum Arsch“ in den Fenstern hängen, sich gegen die Stadt auflehnen.

Der Weg führt mich wieder am Eingang zum Zwingerpark und an der Bronzeskulptur vorbei, die den griechischen Weingott Dionysos darstellt. Dionysos war kein geringerer als der Sohn des Zeus. Genussvoll riecht er an Trauben, ein Junge streckt sich ihm entgegen. 1984 wurde das Werk von dem italienischen Bildhauer Sandro Chia geschaffen, von Franz Burda gestiftet. Ich weiß noch nicht, dass sie für mich in einem Jahr eine wichtige Rolle spielen wird. Hartnäckigkeit zahlt sich eben aus.

Es ist das Jahr 2014, eine große schwarze Limousine, deutsches Fabrikat, hält vor der Skulptur. Die Menschen, die sich davor versammelt haben, warten schon. Die Skulptur hat bald dreißigsten Geburtstag. Die hintere, rechte, schwere Fahrzeugtür öffnet sich, Dr. Hubert Burda, der Verleger mit dem Media Tower, steigt aus, winkt. Die Menge freut sich, die Burda Blaskapelle spielt auf. Die linke, hintere, schwere Fahrzeugtür öffnet sich, die Menge wundert sich. Der Langenbacher steigt aus. Wie kommt der denn da rein? Oder besser gesagt, wer ist das denn überhaupt? Langenbacher winkt sicherheitshalber mal nicht, aber er strahlt. Über beide Backen.

Ja, wie kommt der denn da rein? Wie gesagt, Hartnäckigkeit zahlt sich aus. Habe ich mal gelernt. „Wenn Du was erreichen willst, musst Du hartnäckig bleiben, musst auch schon mal nerven“. Die arme hübsche Frau Sojka zum Beispiel. Die Sekretärin vom Herrn Burda. Denn ich wollte zu diesem Buch auch mit Herrn Burda persönlich reden. Über das Leben, über die Heimat. Er ist ja ein Offenburger Bub, „dritter Sohn vom Senator Franz“.

„De Vadder“ wie Hubert Burda ihn nennt. Das Studium führte ihn weg von Offenburg. Aus der Heimat nach München, dann in die Welt. Und zur Philosophie. Im Münchner Hirschgarten wandelnd. Wandelnd wie Aristoteles. Herr Burda ist deshalb auch Kunsthistoriker, ein Kreativer. Visionärer Wegbegleiter der digitalen Revolution. Internet, Web 2.0, Facebook, Massenmedien, die Macht der Bilder. Aus der BUNTE, dem „Blättle“, wurde ein Lifestyle-Magazin. Aus Nachrichtenmagazinen Focus. Im Vorfeld totgesagt, der Bub aus der Provinz. Er hat es allen gezeigt.

Und jetzt sitze ich neben ihm im Auto. Die Augen strahlen Wissen aus, die markante Brille unterstreicht das. Vierundsiebzig ist er, beweisen muss er nichts mehr. Und er lächelt, der Offenburger Spitzbub schimmert dabei immer wieder durch. Er sieht seinem Großvater sehr ähnlich, der unscheinbar in der Fußgängerzone steht. Als Bronzefigur den Andres, die Offenburger Fasnetfigur, darstellend. Aus Böhmen kam der Großvater nach Offenburg, der elitäre Tennisclub lehnte die Aufnahme ab. Der Senator baute später seinen eigenen Platz, den Sportclub gleich mit.

Der Offenburger Bub strahlte auch in Hubert Burdas Gesicht, als er vorhin im Ortsteil Fessenbach die Vernissage des 1988 verstorbenen Heimatmalers Sepp Linder eröffnete, seinem Mentor. Denn Hubert Burda lernte in frühen Jahren auch das Malen. Das Auge für die Kunst, für die Bilder.

Klar, auf badisch hat er die Vernissage eröffnet. Die Anwesenden geduzt, man kennt sich im beschaulichen Ort. Auch mein zweiter Kunstlehrer und Wegbereiter, der Joachim von Heimbürg, war darunter. Mit Künstlermütze versteht sich, so wie damals schon in der Schule. Oder draußen in der Natur, als er mir das Auge für Bilder lernte. „Gschichtle“ von früher erzählte Burda, wie er als junger Bursch „do hinde durch die Weinberg vom Vadder gange isch“. Mit Krawatte versteht sich. Er war ja nun

Verlegersohn und nicht Winzer. Nichts anmerken lassen. „Wieviel Öchsle hänn ihr?“ rief er also fachmännisch zu den Weinbauern hinüber. „Achteneunzig“ die Antwort. „Des isch abber gued, mir hänn nur dreiesiebzig“. „Ihr hänn au nu liedrige Lage“ die Antwort. Will sagen, der Senator hatte nur noch Nebenlagen erwerben können. Die Vernissagegäste lachen, applaudieren. So lieben sie ihren Hubert.

Ja, und jetzt sitzt der Herr Burda neben mir im Auto. In seinem Auto. Meines ist etwas kleiner. Vor der Vernissage war keine Zeit für ein Gespräch. Frau Sojka meinte dann: „fünf nach Fünf können Sie mir Herrn Dr. Burda runter nach Offenburg fahren, mit ihm reden. Im Auto. Ich nicke. Und schlucke. Mein vorbereitetes Interviewkonzept fliegt dahin. Bis Offenburg sind es nur fünf Minuten, wenn ich Glück habe fünfeinhalb. Hoffentlich fährt der Fahrer etwas langsamer.

„Heimat trägt Du im Herzen. Hinaus in die Welt. Sie ortet dich. Der Dialekt ist dazu ein Fundament. Compostela ist in dir selber. Die Kindheit schafft eine Geografie. Die Erinnerungen, die Fachwerkhäuser, die Apfelbäume, die Weinberge. Die Bilder“. Während er das sagt, ziehen Weinberge und Fachwerkhäuser an uns vorbei. Die Sonne strahlt sie an, bestrahlt die Geborgenheit. Hubert Burda schwärmt vom Philosophen Martin Heidegger. Wie dieser nicht aus der großen weiten Welt heraus, sondern aus seiner bescheidenen Holzhütte in Todtnauberg philosophierte. Hubert Burda spricht von der „Lichtung“, von der „Kehre“. Die „Kehre als Symbol, das Leben zu ändern“. Heidegger-Kenner Peter Trwny hat Heidegger mal so erklärt: „Es ist wichtig zu berücksichtigen, dass das Dasein oder der Mensch nicht isoliert für sich lebt, sondern dass er offen ist, offen für die Welt – und dass die Welt diese Offenheit ist, die er auch für seine Existenz braucht“. Das habe ich später, wieder draußen aus dem Auto, noch geogogelt. Kein

Problem, dank Smartphone und der digitalen Revolution.

„Heimat zu entdecken ist auch ein geistiger Prozess“, sagt Hubert Burda weiter. Kindheitsblicke erkennen, Verknüpfungen, Metaphern. Ich erzähle ihm von meiner Erfahrung auf dem Jakobusweg, wie der Duft von Tannennadeln in mir Kindheitsbilder weckte und frage ihn: „Kann das Web 3.0 auch Gerüche übermitteln?“ Ich dachte, er sagt ja, aber: „das Web ist eine immaterielle Revolution. Daher auch der Wunsch der Begegnung“. Mit der Tochter in New York kommuniziert er mittels Skype. Wenn sie Zahnweh hat, zeigt sie ihm den schmerzenden Zahn. Burda spricht von High Tech und High Touch. „Als Verleger muss man Tendenzen spüren“. Tendenzen nach „Selber schaffen, im Garten zum Beispiel“. Sehnsüchte. „Heimat sind auch Menschen, die gleiche Erlebnisse haben“.

Die Limousine fährt durch die Grabenalle, biegt ab in den Stadtbuckel, hält vor der Dionysos-Skulptur. Hubert Burda steigt aus, geht zu den Menschen und frägt die Menge und die Kapelle: „Henn er ebbs zum Trinke?“

Wenig später sitzt er schon wieder in seinem Hubschrauber nach München. Ich hätte ihn zu gerne noch gefragt, ob Web 4.0 auch Gedanken übertragen kann. Und ob der Mensch, der ja als Jäger und Sammler geboren ist, in seinem Gehirn die unglaubliche Datenmenge noch verarbeiten kann oder ob er verdammt ist, müde zu werden. Ob die schnelle Neuzeit nur noch Verweigerer und Kümmerer haben wird. Ob es eine neue Zweiklassengesellschaft geben wird?

Als ob mich der Jakobusweg wieder ermahnen wolle, lese ich noch das Stifterschild an der Skulptur und zucke zusammen. Der Senator übergab am 30. September das Werk an die Weinstadt Offenburg. Zwei Jahre später sollte der 30. September sein Todestag sein.

Über die Stadtbrücke hinweg, vorbei am Messegelände und Mercure Hotel mit Panoramahallenbad im obersten Geschoss, geht es in den Stadtteil Albersbösch. Dort treffe ich nochmal auf die Spuren der Glasbläser. Die Siegwarts. Aus einer der wichtigsten Glasbläserdynastien des Schwarzwaldes sind heute Bäcker geworden. Am Sportplatz stoße ich wieder auf den Jakobusweg, welcher vom Gifz-See kommend, hier durch die Fußgängerunterführung, die Bahngleise unterquert hat.

Ab jetzt beginnt eine ganz andere Welt auf dem Kinzigtäler Jakobusweg. Laubwald, Ebene und am Ende der Rhein.





